



NORBERT
MAPPES-NIEDIEK

KRIEG IN EUROPA

DER ZERFALL JUGOSLAWIENS
UND DER ÜBERFORDERTE
KONTINENT



Norbert Mappes-Niediek

Krieg in Europa

Der Zerfall Jugoslawiens und der überforderte
Kontinent

Impressum

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, Dezember 2022

Copyright © 2022 by Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Covergestaltung Frank Ortman

Coverabbildung Paul Lowe/Panos Pictures

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

ISBN 978-3-644-01069-7

www.rowohlt.de

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

Inhaltsübersicht

Für Emil

Einleitung – Klare Verhältnisse

1. Slowenien geht von der Fahne: Das Ende des Bundesstaats

Jugoslawien, ein besonderes Land zwischen den großen Blöcken

Viele konkurrierende Identitäten und ein Staat

In Serbien regt sich eine nationalistische Bewegung

2. Kroatien: Ein neuer Nationalstaat kämpft um seine Konturen

Der Konflikt beginnt: Kroatiens Serben lehnen sich auf

Der nächste Schritt: Der kroatisch-serbische Streit wird zum Krieg

Die Stunde Europas schlägt – und vergeht

3. Im offenen Krieg streitet Europa um diplomatische Anerkennung

«Ethnische Säuberungen» und ihre Exekutoren

Die Volksarmee beschießt und belagert Vukovar und Dubrovnik

Die Anerkennung: Ein ratloser Kontinent, ein wild entschlossenes Deutschland

Europas Lösung und ihre fatalen Folgen

4. Bosnien-Herzegowina: Der Tod einer Gesellschaft

Ein Volk oder viele? Bosniens Widerspruch

Vom ethnischen Gleichgewicht zum Desaster

Bosnische Serben schaffen ihren Staat und «säubern» ihn von Muslimen

5. Vermittlung oder Parteinahme? Diplomatie in der Zwickmühle

Scheiternde Verhandlungen, Elend im Land

Terror und Belagerung: Sarajevo, Mostar, Banja Luka

Serben gegen Serben, Kroaten gegen Kroaten, Muslime gegen Muslime

6. Pax Americana: Offensiven zu Lande und aus der Luft

In den USA wirft ein neuer Präsident das Steuer herum

Finale Frontbegradigung und das Massaker von Srebrenica

Von Srebrenica über Knin nach Dayton: Das «Endspiel»

7. Kosovo: Ein letzter Balkankrieg

Albaner und Serben: Ein schwieriges Verhältnis

Los von Belgrad: Vom passiven Widerstand zum bewaffneten Kampf

Auftritt der Nato

Luftkrieg gegen Serbien

Schluss – Friede oder Menschenrechte: Das Dilemma um die Kriege

Anhang

Anmerkungen

[Kapitel]

[Kapitel]

Zeittafel

Literatur

Personen

Dank

Bildnachweis

Für Emil

Einleitung – Klare Verhältnisse

Krieg in Europa: Als der Alarmruf zum ersten Mal nach sechsundvierzig Friedensjahren wieder erklang, traf er auf Entsetzen, mehr aber noch auf ungläubiges Staunen. Krieg, wirklich? Oder doch nur ein Scharmützel, typisch für einen traditionell unruhigen Winkel des Kontinents? Die deutsche «Tagesschau» meldete von «Kämpfen» an jenem Tag Ende Juni 1991 einen toten Soldaten. In Frankreich gehörten die ersten drei Minuten der Acht-Uhr-Nachrichten erst einmal einer Katastrophe im eigenen Land, bei der in einem Thermalbad zwanzig Menschen erstickt waren. Die ersten erschrockenen Solidaritätsadressen erreichten das betroffene Slowenien aus der Nachbarschaft, von einem ungarischen, einem russischen und einem tschechischen Schriftsteller.

Die Nachricht aus Jugoslawien fiel in keine Epoche von Hass und Krieg. Im Gegenteil: So viel Zuversicht und Aufbruch wie in jenen Jahren hatte die Welt lange nicht gekannt. Seit der Generalsekretär der Kommunistischen Partei der Sowjetunion, Michail Gorbatschow, 1986 eine Ära von «Glasnost und Perestroika» eingeläutet hatte, von Offenheit und gesellschaftlicher Umwandlung, fielen die kommunistischen Regime im Osten Europas wie Dominosteine. Im Juni 1989

brachten in Polen erste freie Wahlen die lange verbotene Oppositionsbewegung Solidarność an die Macht. Im November dieses «Annus mirabilis» wurde die Berliner Mauer geöffnet, keine drei Wochen später brachte ein Generalstreik auch das kommunistische Regime in der Tschechoslowakei zu Fall. Als in Slowenien die Panzer rollten, hatten selbst in Albanien, der härtesten Diktatur Osteuropas, freie Wahlen stattgefunden. Fast überall ging der Übergang unblutig vonstatten. Dass in Rumänien Einheiten der Geheimpolizei mehr als tausend Menschen erschossen, war leicht als Rückzugsgefecht eines untergehenden Regimes zu erkennen. So, als letztes oder vielleicht vorletztes Aufbäumen einer angeschlagenen Diktatur, war auch das Massaker auf dem Platz des Himmlischen Friedens in Peking gedeutet worden, bei dem 1989 vermutlich einige Tausend Menschen ums Leben kamen.

Nicht nur im Ostblock purzelten die Diktaturen, auf der ganzen Welt entschieden sich freie Menschen für friedliche und demokratische Formen des Zusammenlebens. Ende 1989 lösten in Chile freie Wahlen den Tyrannen Augusto Pinochet ab. Nur Wochen später wurde in Südafrika nach siebenundzwanzig Jahren Nelson Mandela aus dem Gefängnis entlassen; das rassistische Apartheidregime war am Ende. Diktaturen gehen, die Demokratie kommt: Eine unaufhaltsame Gesetzmäßigkeit schien am Werke. Anfangs war es noch zäh vorangegangen. In den siebziger Jahren hatten die autoritären Regime in Portugal, Griechenland, Spanien weichen müssen. Seit den achtziger Jahren dann wurde die Liste der Diktatoren von Jahr zu Jahr

kürzer. Als der Siegeszug der Demokratie unumkehrbar schien, verkündete der Amerikaner Francis Fukuyama sogar das «Ende der Geschichte». In den «liberalen Revolutionen» in Osteuropa erkannte der politische Philosoph ein «menschliches Grundmuster», das sich naturhaft durchsetzen würde. Die Kriege in Jugoslawien, die 1992, als sein Buch erschien, gerade voll entbrannt waren, hielt Fukuyama wie die meisten seiner Zeitgenossen für «Geburtswehen einer neuen und allgemeinen demokratischen Ordnung in der Region». [1]

Freie Wahlen, unabhängige Gerichte, offene Debatten schienen die letzten fehlenden Voraussetzungen dafür zu sein, dass die Menschen überall auf der Welt ihre Interessen friedlich gegeneinander abgleichen würden – sowohl innerhalb der Länder, in denen sie lebten, als auch zwischen ihnen. Dass ausgerechnet in Europa der Triumph der Demokratie einen Krieg mit sich bringen würde, mochte sich auf dem Kontinent der sauber abgegrenzten Nationalstaaten niemand vorstellen. Europa vereinigte sich; 1991, das Jahr, als in Jugoslawien Krieg ausbrach, war auch das Jahr, in dem die Europäische Gemeinschaft ein großes Stück weiter zusammenrückte.

Nur das damals achtgrößte Land in Europa trat eine historische Geisterfahrt an, wie es schien. Während auf dem Kontinent die Zeichen auf Vereinigung standen, löste Jugoslawien sich auf, und so gut wie niemand schien es zusammenhalten zu wollen. Millionen flüchteten oder wurden vertrieben, mehr als hunderttausend Menschen kamen in den Jugoslawienkriegen ums Leben. Appelle an eine höhere

Vernunft, ein gemeinsames Lebensinteresse, ein vereintes Europa verklagen im Gefechtslärm.

Was wie ein Widerspruch zum großen Trend aussah, interpretierten jene, die den Zerfall vorantrieben, zu dessen Beginn jedoch ganz anders. Das Zusammenwachsen Europas und das Auseinanderfallen Jugoslawiens seien «Teile desselben Prozesses», meinte der damalige slowenische Außenminister, als noch nicht absehbar war, wie schlimm es werden würde. Man wolle ja gerade teilhaben am Projekt Europa, aber anders als sein eigener Teilstaat seien andere Republiken Jugoslawiens «noch nicht darauf vorbereitet, europäische Standards zu erfüllen», was eine Trennung unvermeidlich mache. [2] Seit die Verfassung die Volksgruppen zu den Trägern der politischen Macht erhoben hatte, stritten sie sich unablässig um Posten, Haushaltsmittel, Entwicklungsprojekte, Investitionen und vor allem um den Rahmen, in dem sie streiten wollten: Sollte das Land zentral oder dezentral regiert werden? Wenn eine Ehe nicht funktioniert, ist Scheidung der Ausweg: Das war die gängige Metapher für die Auflösung des Vielvölkerstaats, geeignet, das Geschehen als zwar bedauernswert, aber doch als normal oder wenigstens als unausweichlich erscheinen zu lassen.

Klare Rechnung, gute Freunde: Die Redensart stand noch im offenen Krieg für die Hoffnung, dass nachher alles besser würde. Einmal unter sich, könnte jede einzelne Nachfolgeneration sich von den dauernden ethnischen Konflikten ab- und den eigentlichen Problemen zuwenden – den

wirtschaftlichen und gesellschaftlichen, wie sie nach dem Ende des Sozialismus auch alle anderen Übergangsländer zu bewältigen hatten. Nahm man den slowenischen Außenminister beim Wort, schien es ohnehin nur eine Trennung auf Zeit zu sein; irgendwann würden auch die jetzt noch uneinsichtigen Nachzügler im Südosten, in Serbien, den Weg ins vereinte Europa finden, würden aus den hoffnungslos zerstrittenen Volksgruppen Jugoslawiens normale Nachbarn werden.

Es war ein Irrtum, und er schleppte sich fort. Zwei Jahrzehnte waren die Jugoslawienkriege schon vorbei, aber noch immer war «der Balkan» in aller Augen das Pulverfass, die Krisenregion, der Unruheherd. Das sollte nicht ewig so bleiben, und so kamen die Potentaten zweier jugoslawischer Nachfolgestaaten, Serbiens und des Kosovo, überein, die verbliebenen Probleme mit einem sauberen Schnitt zu lösen. Wichtige politische Persönlichkeiten vom Rest des Kontinents fanden die Idee gut, trafen sich an einem schönen Sommertag in den Tiroler Bergen und machten die Welt mit dem Einfall bekannt. Man könnte doch ein wenig die Grenzen korrigieren! Noch immer stritten die letzten Kriegsparteien der blutigen neunziger Jahre, Serben und Albaner, um ein paar Dörfer, eine geteilte Stadt, einige Straßen, albern im Grunde, aber nicht wegzuleugnen. Wenn das alles war, was die Streithähne von einem dauerhaften Frieden trennte, warum nicht diesen letzten kleinen Schritt noch gehen?

Ein christdemokratischer EU-Kommissionspräsident aus Luxemburg, eine sozialdemokratische Außenbeauftragte aus Italien und ein grünes Staatsoberhaupt aus Österreich fassten sich ein Herz und warben für den Vorschlag, dass Serbien und Kosovo, zwei unabhängige Staaten aus der Konkursmasse des untergegangenen Jugoslawien, ein paar Gebiete austauschten – nicht viel, aber genug, um einen lästigen Streitpunkt aus dem Weg zu räumen. Aus dem Weißen Haus in Washington kam kräftiger Applaus für die Idee. [3] Wenn sich nach der Aufteilung Jugoslawiens die entspannte Nachbarschaft nicht eingestellt hatte, so war sie wohl nicht gründlich genug vollzogen worden – so die Idee hinter der Initiative. Klare Verhältnisse schaffen: Der Leitgedanke der Kriege zündete noch immer.

Die Idee führte abermals in die Irre. Jahrhundertlang hatten Kroaten, Serben, bosnische Muslime und Albaner unter wechselnden staatlichen Verhältnissen miteinander gelebt – erst in vielen kleinen Fürstentümern, dann in großen Imperien oder im kunstvoll komponierten Jugoslawien der kommunistischen Zeit. Wie ein ewiges Filmdrama, eine Dauerserie zog sich das multiethnische Zusammenleben durch die Zeit. Man war einander nicht fremd, im Gegenteil. Episoden von Streit und Kampf wechselten in der gemeinsamen Geschichte mit Liebesszenen und Folgen ruhigen Nebeneinanderherlebens. Wie ein plötzliches Standbild dann hielt die Aufteilung des Landes die wechselvolle Serie mitten in der schlimmsten Szene an. Wo die Volksgruppen von der

staatlichen Aufteilung an nun getrennt voneinander lebten, hatten sie keine Chance mehr, ihre schlechten Erfahrungen mit der je anderen durch neue, gute Erfahrungen in den Hintergrund zu rücken. Eine ganze Generation in Bosnien-Herzegowina kennt ihre Altersgenossen anderer Nationalität nur noch aus dem Fernsehen oder über die schlimmen Erinnerungen der Eltern. Das letzte lebendige Bild von der je anderen Volksgruppe war das vom Feind im Kriege; es erstarrte zum Stereotyp, wurde ideologisch.

Übersichtlichkeit statt «schwieriger Gemengelage», eindeutige Verhältnisse statt «Flickenteppich» erschienen nicht nur den Kriegsherren Jugoslawiens als Voraussetzung für ein gedeihliches Zusammenleben im künftigen Europa. So war es schon den Deutschen im Zweiten Weltkrieg vorgekommen, als sie Minderheiten deportierten oder sogenannte Volksgenossen «heim ins Reich» holten, ganz wie später auch den von deutscher Eroberung befreiten Nationen im Osten Europas, die nun ihrerseits Deutsche vertrieben. Was sich nicht verträgt, gehört getrennt: Selbst im multiethnischen Jugoslawien der Nachkriegszeit war der Gedanke lebendig. Als der Bundesstaat 1945 von Tito gegründet wurde, waren die neuen Teilrepubliken als Quasi-Nationalstaaten gedacht. Über die Jahrzehnte wurden ihre Grenzen immer mehr zu Sollbruchstellen für die spätere Aufteilung. Als die Halbinsel Istrien aus italienischer unter jugoslawische Herrschaft wechselte, dekretierte Tito treuherzig: Italiener nach Italien! So schien es seiner ganzen Generation nur natürlich.

Nach anderer, modernerer Lesart aber wäre es natürlich gewesen, wenn Menschen dort hätten bleiben und sie selbst sein dürfen, wo sie sich ihr Leben eingerichtet hatten. Künstlich wäre danach im Gegenteil die Aufteilung, die Vertreibung der Menschen aus ihren Häusern. Auf den deutschen, Schweizer, schwedischen oder belgischen Schulhöfen, wo die Kinder der Kriegsflüchtlinge groß wurden, sortieren sich Fremdheit und Nähe heute wieder neu. Dass in jedem Land in Europa auf Dauer Menschen unterschiedlicher Herkunft, kultureller Prägung, Religion und Orientierung, mit verschiedenen Identitäten und Loyalitäten zusammenleben würden und es dafür neue Formen und Konzepte brauchte, sprach sich erst nach den Kriegen in Jugoslawien allmählich herum. Wie ein schauriger Gruß aus der Vergangenheit war den Zeitgenossen erschienen, was in diesem Land geschah. Dabei ist es noch immer eine Herausforderung für Europas Zukunft.

1. Slowenien geht von der Fahne: Das Ende des Bundesstaats

Der Tag vor dem Kriegsausbruch verlief feierlich und erhaben, nur eine gewisse Spannung war zu spüren. Für Mittwoch, den 26. Juni 1991, war in Ljubljana ein großer Festakt unter freiem Himmel angesagt, auf dem riesigen, rundum betonierten Platz der Republik, dem modernsten in der einstigen habsburgischen Provinzstadt. Die Feier ließ an Würde keine Wünsche offen. Zehntausende waren an dem lauen Sommerabend gekommen. «Herr Präsident», rief mit lauter Stimme ein junger Offizier in die spätabendliche Dunkelheit, «die Soldaten der Territorialverteidigung haben sich aufgestellt, um die Unabhängigkeit der Republik Slowenien zu feiern, und stehen bereit für Ihre Inspektion!» Tusch, roter Teppich: Ein neuer Staat war geboren. Der Präsident, Milan Kučan, verbeugte sich kurz und marschierte festen Schrittes an der Parade vorbei. Unter den fröhlichen Klängen der Zdravljica, der Nationalhymne, wurde die Flagge Jugoslawiens eingeholt und die slowenische gehisst. Kučan, ein kleiner, stets ein wenig erschrocken dreinblickender Mann von ganz unmilitärischer Erscheinung, sprach historische Worte: «Heute sind Träume

erlaubt», sagte er vor den versammelten Bürgern seiner Hauptstadt. «Morgen ist wieder ein anderer Tag.»

Den slowenischen Politikern war zu diesem Zeitpunkt schon klar, was es am anderen Tag geben würde: Krieg. Sie hatten eine rote Linie überschritten. Dabei war die formale Erklärung der Unabhängigkeit nicht einmal der entscheidende Anlass; eine solche Erklärung hatte am selben Tag, sogar wenige Stunden früher, auch die Nachbarrepublik Kroatien abgegeben, ohne dass die Armeeführung in Belgrad sich gerührt hatte. Allerdings hatte die slowenische Polizei schon am Vortag des Festaktes die Grenzübergänge nach Österreich, Italien und Ungarn eingenommen und die Zollhäuser besetzt – friedlich, ohne einen Schuss, aber eben auch tatsächlich, physisch. Die Stunde der Tat war gekommen. Slowenische Polizisten standen an der Grenze und fragten Urlauber nach dem Pass.

Am besagten anderen Tag, einem strahlend schönen Junimorgen, wollte von den Bussen, mit denen die Bürger von Ljubljana sonst zur Arbeit fahren, kein einziger kommen. Die meisten Berufstätigen warteten vergeblich und gingen von der Haltestelle wieder nach Hause, die einen besorgt, die anderen achselzuckend. Was los war, konnte sich nach den Geschehnissen der letzten Tage zwar jeder ungefähr vorstellen. Aber wirklich glauben mochte man es nicht.

Eine Frau, Alenka Puhar, wollte es genauer wissen, hielt den Daumen raus und stoppte ein Auto. [1] Sie kam nicht weit: ein Stau. Von der Klagenfurter Straße herüber klangen Geräusche wie von einer Schrottpresse, laut, dumpf, manchmal

quietschend, unterlegt von tiefem Grollen. Zu Fuß ging Alenka Puhar weiter in Richtung Stadt. An der Kreuzung mit der großen Umgehungsstraße dann standen sie alle da, die vermissten Busse, zusammen mit etlichen Lastern, Baggern, Müllwagen, alle quer zur Fahrbahn, sodass niemand vorbeikam, und erwarteten die Panzer. Gemächlich, wie in Zeitlupe, unaufgeregt, aber unaufhaltsam rollte von der Autobahn her die Kolonne heran, schob die Busse und Laster wie Spielzeugautos beiseite und rollte gelassen weiter.

Kettenrasselnde Ungetüme auf den gepflegten Boulevards einer mitteleuropäischen Stadt: Das Bild kannte Alenka Puhar, wie alle aus ihrer Generation, noch von Prag, wo dreiundzwanzig Jahre zuvor Panzer der Warschauer-Pakt-Staaten die Tschechoslowakei besetzt hatten, um die «Konterrevolution» zu stoppen. Aber das hier war nicht wie in Prag, ging es Puhar durch den Kopf. Ein paar Passanten beobachteten das Schauspiel, einige empört, die meisten fasziniert. Niemand stand – wie damals, 1968 – mit offenem Hemd vor einem Geschützrohr und rief: «Schießt doch!» Hier fand keine hilf- und aussichtslose Revolte statt. Es war Krieg.

Stunden genügten, um die ganze Bevölkerung des kleinen Landes in den dazu passenden Modus zu bringen. Nicht wenige Menschen hielten in den folgenden Tagen selbst eine automatische Waffe in der Hand und schossen auch. Zum ersten Mal nach 1945, Alenka Puhars Geburtsjahr, dröhnte wieder Luftalarm über Ljubljana. «Es war ein weiterer wunderschöner Sommertag», erinnerte sich Puhar wenig

später. «Alle Bunker, alle Keller waren voller Menschen, einige starr vor sich hin blickend, andere weinend, wieder andere mit steinerner Miene, ihre Teddybären, ihre Handtaschen fest umklammernd, und fragten den schweigenden Gott: «Menschen fliegen über meinen Kopf. Wollen sie mich töten? Warum wollen sie mich töten?»»

Luftangriffe auf Städte blieben dann doch aus in dem kurzen Krieg um die Unabhängigkeit Sloweniens im Jahr 1991. Aber die Sirenen über Ljubljana schufen eine neue Lage und eine neue Stimmung – nicht nur für die nächsten Tage, sondern für viele Jahre. Die Bomber schweißten die Bürger von Ljubljana zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammen. Jeder konnte Opfer sein. Von jetzt an war die Streitfrage nicht mehr: Wie machen wir es, wo stehen wir politisch, als Slowenen und zugleich als Bürger Jugoslawiens? Oder: Was tun wir? Welche Gesetze schaffen wir uns? Wie verteilen wir unter uns die Macht, die Posten, die Ressourcen? Von jetzt an hieß es: die oder wir.

Sloweniens Würdenträger hatten noch im Ivan-Cankar-Haus gefeiert, dem neuen Kongresszentrum, als in der Nacht zum Donnerstag die ersten Nachrichten eintrafen. In der Nachbarrepublik Kroatien hatten sich Panzerkolonnen der Jugoslawischen Volksarmee in Richtung Slowenien in Marsch gesetzt. Am 27. Juni, um 1.15 Uhr, überschritten sie die Verwaltungsgrenze, nach slowenischer Auffassung nun eine Staatsgrenze. Ebenfalls noch in der Nacht rückten jugoslawische Truppen auch aus den Kasernen auf slowenischem Boden aus und zogen zu den Grenzübergängen

und dem Flughafen. Der junge Staat war auf den Angriff gut vorbereitet. Polizei und die sogenannte Territorialverteidigung, eine von jeder Teilrepublik kontrollierte Miliz, hatte an allen wichtigen Punkten auf der Strecke Barrikaden gebaut – ähnlich der auf der Klagenfurter Straße in Ljubljana, die Alenka Puhar beobachten sollte. An vielen Stellen hatten die Panzer mit den Hindernissen ihre Mühe, überall kamen die Konvois zum Stehen. Immer wieder griffen die slowenischen Truppen auch an, schossen mit Kalaschnikows und Panzerfäusten.

Die Generäle in Belgrad hatten mit einer kurzen, wirksamen Intervention gerechnet, nicht mit einem so entschlossenen Widerstand. Vor allem um die Grenzübergänge wurde tagelang gekämpft. Granaten schlugen ein, die jugoslawische Luftwaffe bombardierte Sender und Relaisstationen auf den Bergen Sloweniens. Militärisch hatten die Strategen in Belgrad sich verkalkuliert. Die kleinen Einheiten, die sie an die Grenzen schickten, waren den Truppen der slowenischen Territorialverteidigung zwar nicht an Waffen, aber an Mannstärke erheblich unterlegen – um mehr als das Zehnfache. Auch die Moral der Truppe ließ zu wünschen übrig: Die Entschlossenheit auf slowenischer Seite versetzte die jungen Soldaten aus allen Teilen Jugoslawiens in Schock. Kämpfen für die Einheit des Landes, Einheit mit denen, die da auf sie schossen? Selbst viele Offiziere waren unentschlossen, hin- und hergerissen zwischen Loyalität zu ihren Vorgesetzten und ihrem persönlichen Ethos. Ein Kompaniechef, der an der

ungarischen Grenze nicht kämpfen wollte, wurde von seinem eigenen Unteroffizier angeschossen.

Am fünften Tag des Krieges musste Armeechef Veljko Kadijević erkennen, dass er seine Leute für eine verlorene Sache in den Kampf geschickt hatte. Um das Blatt in Slowenien doch noch zu wenden, wandte sich der General an die serbische Regierung mit der Bitte um Nachschub. So autonom sich die Armee auch gerierte: Für die Stellung der Wehrpflichtigen waren die einzelnen Republiken zuständig. Die Antwort aus Belgrad war ein klares Nein. Serbiens Präsident Slobodan Milošević war nicht interessiert an dem Krieg. Die Niederlage war damit total und unumkehrbar. Was aber nicht bedeutete, dass der Krieg vorbei gewesen wäre; er wechselte nur den Schauplatz und wurde schlimmer und schlimmer.



Schlecht vorbereitet und schwach motiviert, müssen die Truppen der Jugoslawischen Volksarmee sich dem Widerstand des geeinten Sloweniens geschlagen geben – hier in Pesnica bei Maribor.

Der Feldzug im Sommer 1991 ging als «Zehntagekrieg» in die Geschichte ein. Effektiv gekämpft wurde aber nur an sechs Tagen. 74 Menschen kamen um, davon 44 jugoslawische Soldaten. Zu den Toten gehörte Janez Svetina, ein bekannter Psychologe, Hobby-Philosoph und überzeugter Pazifist, der lange in Indien gelebt hatte. Er hatte im Grenzort Gornja Radgona die Panzer fotografieren wollen; gerade als er die Kamera hob, traf ihn eine MP-Salve. Ein junger österreichischer Fotojournalist und sein Fahrer wurden von einer Granate getroffen, als sie mit ihrem Geländewagen über

die Landebahn des Flughafens von Ljubljana führen. Unter den Opfern war aber auch ein junger Pilot der jugoslawischen Armee, der mit seinem Hubschrauber über die Innenstadt von Ljubljana geflogen war. Der Verteidigungsminister des neuen Staates, Janez Janša, hatte den tödlichen Abschuss persönlich betrieben; er sollte die Wende bringen. Dass der Helikopter bloß Brot zu den Truppen bringen sollte und dass der tote Pilot von der Nationalität ein Slowene war, konnte der Minister nicht wissen. Aber dass aus dem Hubschrauber nicht geschossen wurde, war ihm klar. Trotzdem sei der Abschuss der «erste Umschwung im Krieg» gewesen, erklärte Janša später, «viel bedeutender, als es damals manch einem erschien. Die psychologische Barriere war gebrochen.» [2] Wie man einen Krieg führt, wusste Janša nach gründlicher Lektüre der historischen Strategen Clausewitz und Moltke sehr genau. Wer gewinnen wollte, musste töten wollen. Die oder wir: Die Logik des Krieges sollte von nun an ein Jahrzehnt lang in ganz Jugoslawien das Handeln der Verantwortlichen auf allen Seiten bestimmen.

Jugoslawien, ein besonderes Land zwischen den großen Blöcken

Eine alte, bürokratische Elite einer kommunistischen Partei, die im Todeskampf um sich schlug, auf der anderen Seite eine neue Generation aus liberal und demokratisch gesinnten Europäern: Das Muster, das anderthalb Jahre zuvor die Kämpfe in Rumänien erklärt hatte, schien auch auf Jugoslawien gut anwendbar. Die Frau jedenfalls, die am Morgen des 27. Juni 1991 vergeblich auf ihren Bus wartete und wenig später den Einmarsch der Panzerkolonne nach Ljubljana mit ansah, repräsentierte die eine Seite des Konflikts mit ihrer ganzen Persönlichkeit. Alenka Puhar hatte in jungen Jahren George Orwells «1984» ins Slowenische übersetzt, den bekannten Roman über die Mechanismen einer totalitären Diktatur. Mit einem bahnbrechenden Essay über die Kindheit im späteren Jugoslawien im 19. Jahrhundert nahm sie Themen auf, die zur selben Zeit auch im Westen Europas und in den USA, wo sie studiert hatte, diskutiert wurden: demokratische und autoritäre Erziehung, Patriarchat, die Rolle der Frauen, Machtverhältnisse in der Familie.

Im selben Jahr, als Puhar ihren Aufsatz über die jugoslawische Kindheit schrieb, 1982, startete in Ljubljana das literarische Magazin «Nova Revija», das sich bald an politische

Themen heranwagte und zum Kristallisationskern einer neuen, kritischen Zivilgesellschaft wurde. Die Stadt am Südrand der Alpen, an Einwohnern gerade so groß wie Chemnitz oder Mönchengladbach, strahlte mit originellen Ideen weit über die Grenzen Sloweniens und seiner Sprache hinaus. Die Rockband Laibach forderte mit intelligenten Provokationen die jugoslawische Gesellschaft heraus. Kein Tabu war vor der Jugend von Ljubljana sicher. Ein Designstudio mit dem irritierenden Namen «Novi kolektivizem», Neuer Kollektivismus, reichte bei einem Plakatwettbewerb zum Tag der Jugend einen Entwurf aus der Nazizeit ein, bei dem nur die Hakenkreuzfahne durch die jugoslawische Trikolore mit dem roten Stern ersetzt war. Das Projekt errang den ersten Platz und blamierte so den offiziellen jugoslawischen Antifaschismus und dessen kämpferische Ästhetik ebenso peinlich wie gründlich.

Jugoslawien war zwar ein kommunistischer Einparteienstaat. Doch schon seit den 1960er Jahren waren die Grenzen der Meinungsfreiheit deutlich weiter gesteckt als jenseits des Eisernen Vorhangs. Erreicht waren sie in jedem Falle, wenn Tito, der Staats- und Parteichef, angegriffen wurde oder wenn sich jemand des «Nationalismus» schuldig machte – ein Vorwurf, der oft weit ausgelegt wurde. Ausländische Medien aber waren frei zugänglich, und die jugoslawischen nahmen sich von Jahr zu Jahr mehr Kritik heraus. Anders als in den Staaten des Warschauer Pakts herrschte für die meisten Bürger Reisefreiheit, von der vor allem im Nordwesten ausgiebig Gebrauch gemacht wurde. Kleidung kaufte man am

liebsten im italienischen Triest, Elektrogeräte im österreichischen Graz. Viele Menschen, besonders in Slowenien, konnten sich das leisten. Schon 1966 schloss Jugoslawien mit Österreich, 1968 auch mit der Bundesrepublik Deutschland ein Anwerbeabkommen. Bis 1990 stieg in Deutschland die Zahl der jugoslawischen Migranten auf über 750000, über 280000 lebten in Österreich, mehr als 170000 in der Schweiz. Die meisten reisten in den Ferien über die sogenannte Gastarbeiterroute in die Heimat.

Die kritische, offene Nachkriegsgeneration, die sich vor allem in Ljubljana Gehör verschaffte, war keine Dissidentenszene wie im Ostblock. Keine verbotenen Bücher oder Zeitschriften gingen von Hand zu Hand, und wer öffentlich Kritik übte, musste sich nicht gleich vor Gefängnis oder vor Spitzeln fürchten. Zwar fanden keine großen Demonstrationen statt. Aber etwa Infotische unabhängiger Gruppen, an denen Unterschriften für dieses oder jenes Anliegen gesammelt wurden, waren gang und gäbe. Zwischen Regime und Opposition gab es keine klare Grenze. Speerspitze der Kritik war der Verband der Sozialistischen Jugend Sloweniens, eine Untergliederung des herrschenden Bundes der Kommunisten. [1] Der Verband war ein echter Machtfaktor: Er verfügte über Dutzende hauptamtliche Mitarbeiter und entsandte sogar Abgeordnete ins Parlament. Seine Zeitschrift «Mladina» (Jugend) fasste Jahr um Jahr immer heißere Eisen an. 1986 forderten Sloweniens «Jusos» auf einem legendären Kongress in der Stadt Krško die förmliche Legalisierung aller

zivilgesellschaftlichen Bewegungen, wie sie im Westen damals verbreitet waren: Friedens-, Frauen-, Öko-, Lesben- und Schwulengruppen, dazu die Abschaffung politischer Strafen, das Recht auf Streik, auf Kriegsdienstverweigerung, auf freie wirtschaftliche Betätigung. Die Forderungen genossen auch an der Spitze der slowenischen Partei Sympathie; in jedem Fall waren Reformen und Konservative an ihren öffentlichen Äußerungen für jedermann leicht zu unterscheiden.

Den Gegenpol zu den liberalen Reformern markierte in den slowenischen Kontroversen der 1980er Jahre das Militär. Die Jugoslovenska Narodna Armija, die Jugoslawische Volksarmee, verwaltete einen wichtigen Teil der offiziellen Geschichtserzählung. Sie war aus der Volksbefreiungsarmee und den Partisaneneinheiten im Zweiten Weltkrieg hervorgegangen. Den jugoslawischen Partisanen war es damals als einzigen in Osteuropa gelungen, aus eigener Kraft die deutschen Besatzer abzuschütteln und deren lokale Verbündete zu besiegen. Unzählige Denkmäler und viele heroische Kinofilme sangen ihr Lied. Noch stärker wurde das Selbstbewusstsein der Befreiungskämpfer, als die jugoslawischen Kommunisten unter dem Partisanenführer Tito 1948 mit dem allmächtigen sowjetischen Diktator Stalin brachen und mit der Kraft ihrer Armee eine Invasion, wie sie später die abtrünnigen Ungarn und Tschechoslowaken erleben mussten, verhinderten.

Offiziere, selbst Unteroffiziere, der Jugoslawischen Volksarmee fühlten sich als Elite. Ihre Lebenswelt unterschied

sich von der der Normalbevölkerung erheblich. Die meisten wohnten in geschlossenen Siedlungen, kauften in besonderen Läden ein. Für Auslandsreisen brauchten sie eine Sondererlaubnis. Viele waren schon mit vierzehn Jahren in eine Kadettenschule eingetreten und später auf die Militärakademie gewechselt. Wie in anderen Vielvölkerstaaten auf der Welt begriff sich auch in Jugoslawien das Offizierskorps als der Garant der staatlichen Einheit gegen die oft auseinanderdriftenden Volksgruppen. Während sich die meisten Bürger der sechs Teilrepubliken bei Volkszählungen als Serben, Kroaten, bosnische «Muslimani», Slowenen, Mazedonier oder Albaner deklarierten, bekannten sich viele professionelle Soldaten als «Jugoslawen». Nicht ohne Stolz bezeichnete sich die Armee mitunter als «siebte Republik».

Mit der politischen Schulung der Militärs war es nicht weit her. Alte Frontstellungen aus dem Zweiten Weltkrieg – hier Volksbefreiung und Sozialismus, dort Faschismus und Imperialismus – standen in den Köpfen unverrückbar fest. Die komplizierten Debatten in der Partei – etwa über «Arbeiterselbstverwaltung», «gesellschaftliche Unternehmen», «sozialistische Marktwirtschaft» – blieben ihnen meistens fremd. In ihren internen Papieren, die seit den achtziger Jahren immer wieder öffentlich wurden, herrscht der Geist knapper militärischer Briefings, die immer rasch, meistens zu rasch, auf den Punkt kommen müssen: Hinter neuen Bewegungen stehen «fremde Geheimdienste», die Bedrohungen kommen von außen.

Zwar stöhnten in Jugoslawien viele junge Männer unter der Wehrpflicht – anfangs drei Jahre, am Ende für Studenten nur noch zwölf Monate –, aber gänzlich unbeliebt war die Volksarmee in der Bevölkerung nicht. Als viertgrößte Militärmacht Europas trug sie nicht wenig zum Nationalstolz bei. Der Wehrdienst gab den Rekruten die Möglichkeit, das Land kennenzulernen und dabei interessante Erfahrungen zu machen. Junge Männer aus dem reichen Voralpenland Slowenien wurden systematisch in arme, aber spannende Gegenden des Balkans geschickt. Junge Albaner aus dem Kosovo oder aus Mazedonien wiederum lernten die Kommandosprache, Serbokroatisch, und zehrten in ihrem Berufsleben von der Erweiterung ihres Horizonts. Die schlichte, gerade Art der Kommandanten wurde im Kontrast zum ideologischen Kauderwelsch und den undurchsichtigen Intrigen der Politiker nicht selten als angenehm empfunden.

Für die Friedens-, die Ökologie- und die Frauenbewegung, wie sie vor allem in Slowenien um sich griffen, herrschte in der Armee kein Verständnis. Nicht nur widersprachen die Ziele der jungen Rebellen im sozialistischen Jugendverband den patriarchalischen Werten der Militärs: Slowenien, so karikierte Alenka Puhar deren Perspektive, sei den Offizieren wie ein «bad girl» vorgekommen, «immer mit zu kurzem Röckchen, zu stark geschminkt, zu frech». [2] Schlimmer noch: Die politischen Entwicklungen in der nordwestlichen Republik drohten auch die Einheit Jugoslawiens zu gefährden. Ging es um die Einheit, fühlten sich die Generäle ernstlich in der